

mare

Klaus Ungerer

MEIN LÜBECK

mare

1. Auflage 2023
© 2023 by mareverlag, Hamburg
Lektorat Claudia Jürgens, Berlin
Karten Peter Palm, Berlin
Typografie Iris Farnschläder, mareverlag
Schrift Stempel Garamond
Druck und Bindung CPI books GmbH, Germany
ISBN 978-3-86648-705-5



www.mare.de

Für ein Mädchen aus Rendsburg

DRÄUENDER FRÜHLING

Therese ist nie besonders schön gewesen, das sagt sie auch selbst. Therese ist ein eifriges Mädchen, fleißig, flink, neugierig. Freundlich zu den Menschen. Klein, filigran, immer auf dem Sprung; riesige, aufmerksame Augen.

Dieser Blick.

Therese.

Die anderen Mädchen in der Schule lieben sie, selbst die, die sie kaum kennt, Therese stellt es mit Erstaunen fest: Es ist der Beginn einer Schultunde, Musik, Therese hat keinen Stuhl, und da wetteifern die anderen Mädchen darum, ihr einen zu holen.

»Für Therese«, sagt eine laut, »tu ich alles.«

Therese liebt ihren Lehrer. So wie alle Mädchen der Schule. Er ist der jugendliche Direktor, er hat dieses Seriöse, Ge-wissenhafte, Kluge. Er hat auch etwas Aufrechtes, Unbeug-sames. In ihm leuchten eine Bildung, eine Offenheit, eine Vorfreude auf eine bessere Zukunft, er ist der Mann, auf den sich alle Hoffnungen und Träume der Mädchen richten, in ihnen allen leuchtet eine Zukunft von Bildung und Schaf-fen und geistigem Fleiß, eine Zukunft, die es für sie nie ge-ben wird. Denn wenn die Schule in ein paar Wochen vor-bei ist, gibt es nur noch einen Weg für die Mädchen: nach Hause, in die Hausarbeit. Der Mutter zur Hand gehen. Oder Däumchen drehen. Oder, mit viel Glück, einen Mann hei-

raten, irgendeinen halbwegs erträglichen, und dann für den die Hausarbeit machen. Wenn noch Geld übrig ist, Klavier spielen lernen. Singen lernen. Konversieren. Ab und zu einen Roman lesen, da und dort ein Gedicht auswendig. Hin und wieder ein Kind.

Es ist Frühjahr, das Frühjahr 1860, am Himmel von Lübeck balgt sich die fahle Sonne mit dem Wind und den Wolken, für Therese sind es die letzten Wochen in der Schule, der ersten und einzigen Mädchenschule der Stadt, die letzten Tage, die sich irgendwie sinnvoll anfühlen; die letzten Tage, in denen Thereses unbändiger Appetit auf Lernen und Wachsen gestillt werden kann.

In ihr kraucht still die dunkle Furcht vor der Zukunft hoch, und es ist Frühling, der Frühling 1860, zwitschernd, plinkernd, dräuend, und es nützt ja alles nichts.

MÖWENSTEIN

In den allerältesten Zeiten, lange bevor die Menschlein aus dem Westen kamen, um flussaufwärts die rote Stadt zu bauen, und lange auch, bevor die Trave-Leute hier durch die Wälder wuselten und ihre Ringwälle um ihre Dörfer zogen, ja, lange, sehr lange, bevor es überhaupt Menschen in diese Gegend verschlug, wohnte in der Bucht ein Riese, der hieß Meewes. Wo jetzt die Brodtener Steilküste ist, hielt er sich am liebsten auf.

Meewes war ein einsamer Riese, aber das machte ihm nichts aus: Nichts war ihm tiefer zuwider als andere Riesen. Meewes hatte ein gutes Leben, von frühmorgens bis tief in die Nacht trampelte er durch die Wälder, knackte Wildschweine mit der bloßen Hand, rumpelte und hüpfte auf dem hohen Ufer herum, bis das hohe Ufer brach und ins namenlose Meer abrutschte, das erst viel später »Ostsee« heißen würde. Im frisch aufgerissenen, duftenden Erdreich rutschte Meewes abwärts, und nachdem er am Ufer und in der flachen Brandung eine Weile herumgetobt hatte, aufgeregzt kreischende Möwen wie Fliegen verjagend, begann er, im Wasser nach Felsen zu suchen. Felsen zu flitschen war sein größter Spaß, zig und Hunderte Male titschten sie spritzend auf, ehe sie mit einem letzten Bluppser versanken. Meewes hatte es im Flitschen zu solcher Meisterschaft gebracht, dass er auf eine Meile Abstand eine Möwe auf dem Wasser treffen konnte.

Hätte es die rote Stadt schon gegeben und all die Schiffe, die von der See her in die Bucht segeln sollten, auf die Trave zu, wie in späteren Zeiten, keines von ihnen wäre vor Meewes' Flitschsteinen sicher gewesen. Aber Schiffe gab es noch keine unter der fahlen Sonne, dem hellblauen Himmel und den galoppierenden Wolken.

Eines Tages nun, nachdem Meewes wieder ein paar Klaffer der Steilküste heruntergebrochen hatte und glücklich im Erdrutsch auf dem Strand saß, legte er mit einem Mal den mächtigen Bollerkopp schief. Vom anderen Ufer der Bucht her, jenseits der Travemündung, flog ein Geräusch herüber, das Meewes noch nie gehört hatte – ein tiefes, grauenhaftes, markenschüttendes Brüllen. Der Boden zitterte, ein Wind ging durch die Bäume auf den Klippen, und Meewes war jede Lust am Herumtollen vergangen. Dieses Gebrüll kam von keinem Tier. Dieses Gebrüll kam von dem Ekligsten und Furchterregendsten, was Meewes sich nur vorstellen konnte – von einem anderen Riesen. Voller Hass und Wut richtete Meewes sich zu seiner ganzen Größe auf, sodass er weit über die Steilküste ragte, er blickte über die Bucht ans östliche Ufer, wo er für den Moment nichts erkennen konnte. Holte tief Luft. Dann brüllte er selbst. Die Erde unter ihm bebte, das Wasser schlug Wellen, die Bäume auf den Klippen wackelten bedenklich, und die Möwen wehten seitwärts, so laut brüllte Meewes.

Es dauerte einige Zeit. Zunächst blieb am Ufer drüben alles still. Verdächtig still. Dann donnerte und kreischte ein neuer, noch viel grauvollerer Schrei als beim ersten Mal. Meewes wartete, bis seine Gänsehaut sich gelegt hatte, atmete tief ein, hielt alle Luft für einen Moment in seinen gewaltigen Lungen – und brüllte. Brüllte, brüllte, brüllte, dass

die Bäume sich schief legten, die Wolken umkehrten und die Möwen aus den Lüften stürzten. Dann war wieder alles ruhig. Dann kam plötzlich ein Stein geflogen, ein mächtiger, wuchtiger Felsbrocken: Elegant spritzte und sprang er flach über die Bucht, tonnenschwer, und traf den verdutzten Meewes am Schienbein, dass das schwarze Riesenblut spritzte.

Autsch, sagte Meewes und blickte einmal mehr über die Bucht, wo nichts zu erkennen war. Dann bückte er sich und schleuderte, so gut er konnte, den Stein zurück über die Bucht. Als der Stein so ungefähr vor der Mündung der Trave vorbeiflitschte, tat es plötzlich einen Knall. Über dem Wasser war der Fels auf einen anderen Felsen getroffen, den der fremde Riese geschleudert hatte. Mitten über der Bucht hatten sich die beiden Felsen getroffen und versanken nun im Wasser. Wütend bückte Meewes sich nach dem nächsten Felsen, schleuderte ihn los – wieder knallte es, und wieder versanken zwei Felsen vor der Mündung der Trave.

So hob der Kampf der beiden Steinriesen an, tage- und wochenlang ging es hin und her, kreuz und quer flogen die Felsen über die Bucht, und da beide Riesen Meister im Flitschen waren, erreichte selten mal ein Fels das andere Ufer, weil sie immer in der Mitte aufeinanderkrachten, und von all den Steinen ist vor der Travemündung die Halbinsel Priwall entstanden.

Gewiss hätten beide Riesen so weitergeschmissen bis in alle Ewigkeit, bis die Trave völlig abgeschlossen und die rote Stadt flussaufwärts nie gebaut worden wäre. Doch da hatten die Möwen etwas dagegen. Sie hatten nämlich genug vom ewigen Gebrüll der Riesen, das sie aus der Luft schleuderte und die Fische aus der Bucht vertrieb. Und so fassten sie einen Plan. Eines Abends, da beide Riesen schon etwas ermat-

tet erschienen vom vielen Geschleuder und Gebrüll und da es schon etwas dämmerig war über der See, schien den Möwen der richtige Zeitpunkt gekommen zu sein. So warteten sie auf einen Moment, in dem der Riese am Ostufer sich wieder anschickte, den nächsten Felsen zu schleudern, und gaben sich über die Bucht hinweg in ihrer Möwensprache ein Signal. Eine mutige Möwe aber flog auf den gewaltigen Bollerkopf des müden Riesen Meewes zu – und kackte ihm zielgenau ins Auge. Meewes grollte und fluchte, und als er sich zum Wasser hinunterbeugte, um sein Auge auszuwaschen, ebenda kam ein letzter Felsbrocken geflogen: Genau an die Schläfe krachte er, wie vom Blitz getroffen brach der Riese zusammen, fiel ins Meer und hat seitdem keinen Stein mehr geworfen.

So lag sein Körper noch eine Weile vor dem Brodtener Ufer, aber es ist eben das Meer. So groß und mächtig sich Meewes auch gefühlt haben mochte, es war bald nichts mehr übrig von ihm. Nur der große Felsbrocken liegt seither dort im Wasser, gerne versammeln sich die Möwen auf ihm, und deshalb hat man ihn seit Urzeiten den Möwenstein genannt. In Lübeck aber sagt man bis heute, wenn jemand zu laut wird und sich zu wichtig nimmt: Jo, jo, sech dat de Möwen.

AUFTITT GEIBEL

So oder ähnlich erzählt Ernst Deecke die Geschichte vom Riesen Meewes, und an Ernst Deecke (1805–1862) kommen wir in diesem Buch nicht vorbei: Er hat Lübeck gemacht. Das in unseren Köpfen. Und außerhalb unserer Köpfe kennen wir ja nichts.

Im Jahr 1844 hat er die *Geschichte der Stadt Lübeck* aufgeschrieben, zumindest mal Band 1. 1847 folgte dann *Die Freie und Hanse-Stadt Lübeck. Nachrichten für Fremde und Einheimische*: eine erhabene Inventarisierung von Bauten, Institutionen, Handel und Wandel der Stadt, die jedes Bücherregal unzweifelhaft schmückt. Es war die Zeit, da in Lübeck nicht mehr wirklich viel passierte und man seine Gegenwart in der Vergangenheit zu suchen begann. Die Zeit für einen wie Ernst Deecke. Die Tage der Kaufleute waren vorbei, nun kamen die Gelehrten. Um Lübeck neu zu erfinden. Alt zu erfinden.

Ernst Deecke war Lehrer am Katharineum, er leitete die Stadtbibliothek. Er war Mitbegründer der *Neuen Lübeckischen Blätter*, war Teil der politischen Reformbewegung »Jung-Lübeck«. Schließlich vertrat er die stolze Freie Reichsstadt 1848 in der Frankfurter Nationalversammlung. Aber geschenkt. Es gibt einen weiteren Grund, warum wir an Ernst Deecke nicht vorbeikommen in diesem Buch, und es ist der einzige entscheidende Grund – dazu später.

Zunächst einmal war Deecke natürlich auch unser Grimm. Er hat sich durch alte Chroniken gebuddelt, hat Lübecker Ortssagen und Histörchen, Seeräubergeschichten und sonstige Döntjes zusammengetragen, und keiner zählt mehr die Auflagen, die die *Lübischen Geschichten und Sagen* seit 1852 erlebt haben. Mit der Erzählung vom Möwenstein beginnen sie, und ein Besuch dort, am Ufer, am Fuße der Brodtener Steilküste, lohnt sich bis heute. Der Fels ist wirklich ein kolossales Ungetüm, geschätzte achtzig Tonnen schwer, ein Gruß aus der letzten Eiszeit vielleicht – und er verschwindet. Ziemlich schnell sogar. Noch vor einem Jahrhundert lag er in voller Pracht auf dem Strand, ein Naturereignis, und Tony Buddenbrook ließ ihr verliebtes Auge über ihn schweifen, als sie ihrem Morten die Ehe versprach. Ein paar Jahrzehnte später kraxelten Lilo Pulver und Horst Janson in ihren Buddenbrook-Kostümen auf den Felsen, und sie hatten dabei wenig Probleme. Denn der Möwenstein versinkt.

Genauer gesagt ist er fast schon weg. Zwar liegt er noch dort, anderen Steinen vorgelagert, zwar hat er immer noch eine magische Anziehungskraft für Ausflügler, die sich übers angischtende Wasser zu ihm hin und auf ihn hinauf begeben. Aber spektakulär ist er schon längst nicht mehr. Gerade noch die oberste Spitze ragt aus dem Sand. Seit vielen Jahren schauen die Travemünder ratlos zu, wie ihr Fels sich allmählich aus dieser Welt zurückzieht, alle paar Jahre wieder wird er vermessen, werden Verhandlungen mit Bergungsfirmen geführt – jedoch, nun ja, er versinkt halt. Wieso auch nicht? Steine kommen und gehen und tauchen irgendwo wieder auf, wo man sie am wenigsten gebrauchen kann, sie tauchen auf und verschwinden, tauchen auf und verschwinden, wie die Wellen, denn das ist hier schließlich das Meer.

Immerhin hat er sich in die sogenannte Weltliteratur hochgelegen, das können nur wenige Steine von sich behaupten. Der Weg dahin war, nun ja, steinig: Immer wieder haben flüchtige Menschlein den Felsbrocken »verewigt«, mehr oder weniger gekonnt, und natürlich hat auch der lübsche Großdichter Emanuel Geibel (aus der Fischstraße, einer schattigen Gasse unterhalb der Marienkirche) nicht umhingekonnt, den Möwenstein zu poetifizieren. Geibel hat nämlich auf Schritt und Tritt alles poetifiziert. Geibel-Gedichte sind das Handyfoto des 19. Jahrhunderts, kaum kam er an einem interessanten Haus, Strauch oder Sonnenuntergang vorbei, hatte er auch schon wieder eines gemacht. Und Geibel (1815–1884), der lebende Lyrikfilter, hat dabei stets einen vernünftigen Rhythmus und einen bewährten Ton getroffen. Er hat was auch immer zu einem okayen Gedicht gemacht, das aber irgendwie auch keiner braucht. So wie dieses:

In blauer Nacht bei Vollmondschein
Was rauscht und singt so süße?
Drei Nixen sitzen am Möwenstein
Und baden die weißen Füße.

Es hat der blonde Fischerknab'
Gehört das Singen und Rauschen,
Ihm brennt das Herz, er schleicht hinab,
Die Feien zu belauschen.

Da sausen empor im Mondenlicht
Drei weiße wilde Schwäne –
Das Wasser spritzt ihm ins Gesicht,
Verklungen sind die Töne.

Vollmond, Feien, Fischerknab' – tja, nun ist es passiert, ich habe Geibel zitiert. Ich hätte es nicht getan, wenn ich nicht müsste. Geibel hat so ziemlich alle genervt, Fontane hat die Augen verdreht, Wilhelm Busch hat sich über ihn lustig gemacht, Theodor Storm, der sich nie so gut vernetzt hatte wie Geibel, hat ihn gehasst, Heinrich Mann ließ die Leser milde über seinen Geibel-Wiedergänger in *Eugénie oder Die Bürgerzeit* lächeln, und auch Heinrichs kleiner Bruder Thomas hat sich würdevoll über den Poeten amüsiert, aber nicht zu sehr, denn das wäre zu viel der Ehre gewesen. Hätte ich die Wahl, so würde ich Emanuel Geibel, den großen Lübecker Postkartendichter, locker unter den Tisch flattern lassen. Aber auch an ihm führt in meinem Lübeck kein Weg vorbei.